

mussten ihre Fürsorge für Arme und Kranke selbst organisieren, wobei Spenden eine große Bedeutung zukommt und die Hilfe zur Selbsthilfe oberstes Prinzip war und ist.

Der dritte Teil des Buches ist mit „Fürsorge im aufgeklärten Absolutismus“ titulierte. Hans Ammerich zeigt in seinem Beitrag zur Armenfürsorge im Hochstift Speyer auf, dass auch in katholischen Gebieten die Armenfürsorge und die Bekämpfung der Armut, etwa durch Verbesserungen des Bildungswesens, zunehmend rationalisiert wurden. Sebastian Schmidt geht auf die „Kloster-Karitas und staatliche Armenfürsorge in Kurmainz am Ende des Alten Reiches“ ein. Aus protestantischer Sicht bildeten Klöster Hemmnisse bei einer modernen Almosenverteilung, da sie auch potentiell Arbeitsfähige und nicht nur wahrhaft Bedürftige versorgen würden. Im 18. Jahrhundert machten Zeitgenossen Klöster für Bettler verantwortlich, und Arme galten als ein Zeichen für das Versagen des Staates. Obgleich den Klöstern tatsächlich nur relativ bescheidene Mittel für Almosen zur Verfügung standen, behielten sie eine wichtige Stellung im Fürsorgewesen, trotz herrschaftlicher Reglementierungen des Almosenwesens und des Einsatzes von Zucht- und Arbeitshäusern zur Disziplinierung. Bernhard Schneider thematisiert in seinem Beitrag „Armenfürsorge und Bruderschaften im Horizont der katholischen Aufklärung“ die Aufhebung der Bruderschaften in habsburgischen Gebieten unter Joseph II. und die Bildung einer Einheitsbruderschaft, um die „wahren Armen“ zu versorgen und den Bettel zu bekämpfen. Obwohl die Einführung nicht überall erfolgreich war, so im Bistum Konstanz, ergaben sich in der Aufklärung enge Verbindungen von Kirche und Staat bei der Armenfürsorge, und die konfessionellen Unterschiede im Armutsdiskurs gingen – wenigstens in der Theorie – zunehmend verloren. Diese Perspektive stand in Differenz zum ultramontanen Konzept im 19. Jahrhundert mit relativer Staatsdistanz sowie traditionell kirchlichen Einrichtungen (Orden) und Vereinen, wobei die alleinige Kompetenz der Kirche bei der Lösung der „sozialen Frage“ gesehen wurde. Frank Konersmann entwickelt schließlich mit „gesellschaftlicher Extraposition und anthropologischer Grenzerfahrung“ zwei Kategorien für die Geschichte der christlichen Sozialtätigkeit, einer, so der Autor, „terra incognita“ der Geschichtswissenschaft, und überprüft sie anhand von zwei Fallbeispielen in der geschichtswissenschaftlichen Praxis. Auch wenn diese Kategorien sicherlich noch eingehender zu prüfen und zu diskutieren sein werden, so handelt es sich um eine für die weitere Erforschung der Geschichte der christlichen Fürsorgetätigkeit grundlegende Studie, die gerade auch zum Begreifen der in der jüngeren Vergangenheit aufgedeckten Missstände in Pflegeeinrichtungen beitragen kann.

Insgesamt liegt ein wichtiger Band vor, der die zahlreichen unterschiedlichen Aspekte der Thematik aufgreift und für künftige Forschungen wegweisende Ergebnisse beinhaltet.

Andreas Zekorn

Die Schwabenkinder. Arbeit in der Fremde vom 17. bis 20. Jahrhundert. Hg. vom Bauernhausmuseum, Stefan Zimmermann und Christine Brugger. Wolfegg. Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2012. 206 S. ISBN 978-3-7995-8047-2. € 14,90

Das Leben im Gebirge ist nie einfach gewesen. Das raue Klima mit den kurzen Vegetationsperioden und der karge Boden stellten die Bewohner der Alpentäler stets vor große Schwierigkeiten. Ihre Situation wurde zusätzlich noch durch das Bevölkerungswachstum in der Frühen Neuzeit und das teilweise im Alpenraum praktizierte Realerbrechtsrecht erschwert. Die Bevölkerung der Alpen reagierte auf diese fortwährenden Herausforderungen mit der Entwicklung verschiedener Migrationsformen. So gab es neben den immer wieder

auftretenden Auswanderungswellen auch Formen der temporären gewerblichen Migration. Häufig gingen ganze Talschaften oder Gemeinden neben der Landwirtschaft einer weiteren Profession nach; bekannt geworden sind z. B. die Defregger Teppichhändler, die Vogelhändler aus Imst oder die Graubündner Zuckerbäcker.

Zu den Migranten dieser Gruppen zählten auch Kinder. Traurige Berühmtheit erlangten z. B. die Kinder aus Norditalien oder dem Tessin, die im Gefolge der Kaminkehrer mitzogen, weil sie aufgrund ihrer Statur besser in den Schornsteinen arbeiten konnten. Eine weitere Gruppierung, die für Aufsehen sorgte, weil auch ihr Auftreten so gar nicht zum bürgerlichen Familienmodell passen wollte, waren die „Schwabenkinder“. Diese „Schwabenkinder“ stammten von verarmten Bergbauernhöfen im Gebiet der Ostalpen. Sie begaben sich einzeln oder in Gruppen im Februar und März auf Wanderschaft Richtung Oberschwaben, Bodensee und Allgäu, wo sie sich auf den Gesindemärkten – einer der bekanntesten fand in Ravensburg statt – an einen Dienstherrn verdingten, bis sie Ende Oktober oder Anfang November wieder in ihre Heimat zurückkehrten.

Die Publikation „Die Schwabekinder. Arbeit in der Fremde vom 17. bis 20. Jahrhundert“ ist diesen Kindern gewidmet. Entstanden ist der vorliegende Band im Rahmen der von der Europäischen Union durch das Interreg IV-Programm „Alpenrhein-Bodensee-Hochrhein“ geförderten Projekte „Die Schwabekinder“ und „Der Weg der Schwabekinder“, an denen 27 Museen, Archive und Kultureinrichtungen aus den Herkunftsregionen, also Liechtenstein, Österreich, Schweiz und Italien sowie der Zielregion Deutschland beteiligt waren. In insgesamt 22 Aufsätzen gehen die Autoren auf die unterschiedlichen Aspekte der Geschichte der „Schwabekinder“ ein. Die breit angelegte Darstellung gliedert sich in vier Themenkomplexe mit den Titeln „Die Heimat“, „Der Weg“, „Der Alltag“ und „Nachwirkung“.

Im Kapitel „Die Heimat“ werden die Lebensbedingungen der Bergbauern in den Ostalpen geschildert. Auch wird dargestellt, wie neben den immer wieder auftretenden Auswanderungswellen auch die temporäre gewerbliche Migration für die Bevölkerung zu einer wichtigen Überlebensstrategie werden konnte. Vor diesem Hintergrund wird außerdem die Geschichte der „Schwabekinder“ aus den verschiedenen Herkunftsregionen vorgestellt, und man erfährt, dass die strukturellen Unterschiede in der Landwirtschaft zwischen der Herkunfts- und der Zielregion die Ursache dafür waren, dass die Schwabengängerei über Jahrhunderte aufrechterhalten wurde.

Unter der Überschrift „Der Weg“ sind alle Beiträge zusammengefasst, die sich mit der Wanderung der „Schwabekinder“ nach Schwaben beschäftigen. Der Leser wird darüber informiert, wie es durch die Gründung des Hütekindervereins allmählich zu Verbesserungen der Situation der „Schwabekinder“ kam. Es wird aber auch thematisiert, unter welchen Bedingungen die Kinder auf den Gesindemärkten einen Dienstherrn fanden, und wie im 19. Jahrhundert allmählich Kritik an der jahrhundertealten Praxis der Schwabengängerei laut wurde.

Die Autoren des Kapitels „Der Alltag“ berichten von den Lebens- und Arbeitsbedingungen der „Schwabekinder“. Ihr Schicksal wird dabei aber nicht isoliert betrachtet, sondern der Geschichte anderer in Oberschwaben heimischer Kinder gegenübergestellt, die ebenfalls zum Einkommen der Familie beitragen mussten.

„Nachwirkungen“ – unter diesem Titel wird im letzten Kapitel thematisch ein weiter Bogen gespannt. Hier finden sich einmal Beiträge, die sich mit dem Ende der Schwabengängerei auseinandersetzen. Ferner wird die Geschichte der Kinderarbeit in der deutschen Landwirtschaft skizziert, nicht zu vergessen die Beschreibung der verschiedenen Migrationsströme

nach Oberschwaben in der Vergangenheit und Gegenwart. Darauf aufbauend wird gezeigt, dass in Schulprojekten durch eine Beschäftigung mit der Geschichte der „Schwabenkinder“ eine Auseinandersetzung mit dem Problem der Kinderarbeit heute stattfinden kann. Abschließend wird dann untersucht, welchem Wandel das Bild der „Schwabenkinder“ in der öffentlichen Wahrnehmung über die Jahrhunderte unterlag, was schließlich in Reflexionen über den heutigen Umgang mit der Geschichte der „Schwabenkinder“ mündet.

Fazit: Das von den Herausgebern eingangs formulierte Ziel, die Geschichte der „Schwabenkinder“ aufzuarbeiten, ist aufgrund der Bandbreite der Fragestellungen, die in den einzelnen Artikeln behandelt werden, auf jeden Fall erreicht worden. Dem Wissenschaftler wie dem Laien ist es mit dem vorliegenden Band auch dank des umfangreichen Literaturverzeichnisses möglich, sich über den aktuellen Forschungsstand zu den „Schwabenkindern“ zu informieren.

Etwas ermüdend wirken die thematischen Überschneidungen, insbesondere was die Schilderungen der Lebensverhältnisse im Gebirge angeht, auch wenn sie für das Verständnis der einzelnen Aufsätze jeweils notwendig sein mögen. Des Weiteren sei die Bemerkung gestattet, dass insbesondere die Ausführungen zur Fertighauskultur „zwischen Hamburg und dem Lago Maggiore“ nicht zwangsläufig im Zusammenhang mit der Geschichte der „Schwabenkinder“ stehen. Zudem sei noch darauf hingewiesen, dass die Bewohner so mancher Hochgebirgstäler heute froh darüber sind, dass sie durch Tunnels und Galerien unabhängiger geworden sind. Dass diese Form des Fortschritts eine der Voraussetzungen dafür war, dass die Schwabengängerei ein Ende finden konnte, zeigen die vielen lesenswerten Beiträge in diesem Band hinreichend.

Babette Lang

Monika *Kubrova*: Vom guten Leben. Adelige Frauen im 19. Jahrhundert (Elitenwandel in der Moderne 12). Berlin: Akademie-Verlag 2011. 422 S. ISBN 978-3-05-005001-0. Geb. € 99,80

Das hier vorzustellende Buch – eine an der Universität Halle-Wittenberg entstandene Dissertation – verbindet in einem relativ neuen Ansatz Adelsgeschichte und Frauengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, um damit 36 Autobiographien bzw. Erinnerungen von adeligen Frauen, erschienen zwischen 1891 und 1958, auf die in ihnen zum Ausdruck kommenden Einstellungen und Verhaltensweisen zu untersuchen. Dabei werden die gesamte adels- und frauengeschichtliche Forschung, aber auch wichtige kulturgeschichtliche Untersuchungen in umfassender Weise verarbeitet – vor allem die adelsgeschichtlichen Arbeiten von Heinz Reif, Eckart Conze, Monika Wienfort, Marcus Funk und Stefan Malinowski, die frauengeschichtliche Literatur von Heide Wunder, Ute Frevert, Anne Conrad und Gisela Bock, Karin Hausen und anderen, aber auch die Arbeiten von Pierre Bourdieu, um nur einige Beispiele zu nennen. Die Berücksichtigung der einschlägigen Literatur ist zwar für eine Dissertation selbstverständlich, darf aber nicht dazu führen, dass die eigentliche Interpretation der Quellen – hier die Autobiographien – durch die Rezeption des adels- und frauengeschichtlichen Diskurses überlagert wird. Dieser Gefahr ist die Autorin nicht immer entgangen, so dass das Buch gelegentlich etwas mühsam zu lesen ist. Auf der anderen Seite enthält die Arbeit aber eine Fülle interessanter Anregungen, die Aufmerksamkeit verdienen.

Die Untersuchung schließt in gewisser Weise an die Arbeit von Christa Diemel an („Adelige Frauen im bürgerlichen Jahrhundert“, 1998), die sich vor allem auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts konzentriert, im Übrigen aber methodisch unterschiedlich angelegt ist.